

SUSANNE SCHROFF

Andere in ihrer Lage ruhen sich auf ihrer Lebensleistung aus. Das kommt für Susanne Schroff nicht infrage. Sie will von dem, was sie hat, etwas weitergeben. Das macht sie unter anderem mit der von ihr gegründeten SANNI Foundation.

Text: Ruth Hafen

Foto: Tom König © SANNI Foundation



Das neueste Projekt führt die SANNI Foundation in den Slums von Delhi durch, wo Susanne Schroff die Menschen vor Ort besucht.

Schon als Kind lernte Susanne Schroff, dass wer hat, auch geben soll. Bereits ihre Eltern, erfolgreiche Unternehmer, hatten mit ihrem Privatvermögen Stiftungen gegründet. Im Jahr 1995 kam die damals 30-jährige studierte Betriebsökonomin in die Schweiz und trat in die vom Vater übernommene Elektronikfirma Rotronic AG ein. Von 1999 bis 2010 leitete sie das Familienunternehmen, von 2006 bis 2017 präsidierte sie zudem den Verwaltungsrat. Sie verkaufte die Firma 2017 an eine amerikanische Investmentgesellschaft. Ihre eigene Stiftung, die SANNI Foundation, gründete Susanne Schroff bereits 2010. Seit ihrem Rückzug aus dem aktiven Business widmet sie sich ganz der Leitung ihrer Stiftung und der ihrer Familie.

WOMEN IN BUSINESS: Susanne Schroff, warum engagieren Sie sich mit einer eigenen Stiftung?

Susanne Schroff: Ich bin sehr privilegiert geboren worden. Mein Vater war ein Selfmade-Unternehmer, der die Firma Schroff von bescheidenen Anfängen zu einem weltweiten Unternehmen aufgebaut hat. Meine Eltern haben 1989 eine Stiftung gegründet, weil sie sich als Unternehmer verpflichtet fühlten, der Gesellschaft, die ihnen die Möglichkeit zum Erfolg gegeben hat, zu danken. Mit diesem Gedanken bin ich gross geworden. Als ich 2000 das erste Mal in Indien war, hat mir das die Augen geöffnet. Unsere Familienstiftung unterstützte ein Projekt eines Arztes, der ein Diabetes-Center im südindischen Kerala gegründet hatte. Der indische Priester Father Jose leitete das Projekt. Als ich ihn kennenlernte, fragte er mich, ob ich ein paar Patienten treffen möchte. Ich stellte mir vor, da kämen dann wohl drei Leute. Als er mich auf den Dorfplatz führte, standen da Hunderte von Menschen, vor allem ältere Frauen, alles Diabetikerinnen. Sie alle wären ohne unsere Zuwendung nicht mehr am Leben gewesen. Das hat mich motiviert, noch mehr zu tun. Mit Father Jose arbeite ich nun seit 25 Jahren zusammen!

Wie lesen Sie die Projekte aus?

Wir sind sehr fokussiert. Extreme Armut, Erziehung und Bildung, Gesundheitswesen, die Verbesserung der Stellung der Frau sind die allgemeinen Kriterien. Wir bekommen viele Anträge, konzentrieren uns aber auf Indien. Seit 13 Jahren haben wir auch Projekte in Myanmar. In Indien arbeiten wir mit Father Jose in Kerala. Es ist wichtig, mit den Menschen vor Ort zu arbeiten, denn sie wissen am besten, was es braucht. Im Westen neigen wir ja immer noch dazu, den Leuten sagen zu wollen, wie es laufen sollte. Aber das funktioniert nicht. Wir haben in Indien jetzt auch zwei Projekte in Delhi, die sich auf Bildung, Gesundheit und Frauenförderung konzentrieren.

Wie kontrollieren Sie die Projekte?

Dass das Geld richtig verwendet wird und nicht in andere Kanäle abfließt, ist ein zentrales Thema. Auch wenn man ständig den Finger drauf hat, ist es nicht leicht. Gerade in Ländern wie Indien und Myanmar ist Korruption ein konstantes Thema. Wir

vertrauen Father Jose und unseren Partnern in Myanmar, aber wir fahren auch jedes Jahr hin; der Anwalt unserer Stiftung überprüft die Bücher persönlich.

Wieso haben sie neben den Projekten in Indien auch welche in Myanmar?

Als sich Myanmar 2012 nach 60 Jahren Militärdiktatur öffnete und Aung San Suu Kyi ins Parlament gewählt wurde, herrschte eine grosse Aufbruchstimmung und grosse Hoffnung. Ein Bekannter, der dort ein Hotel baute, machte mich auf ein paar Projekte aufmerksam. Ich lernte das Ehepaar Dr. Ni Ni Tun und Dr. Frank Smithuis kennen, die beide lange bei den Médecins Sans Frontières gearbeitet hatten und nun unter dem Dach der Medical Action Myanmar Kliniken führen. Da habe ich gesehen, dass es wirklich Hilfe braucht für die Allerärmsten: Essen, Medikamente, ein Dach über dem Kopf. Es ist die extreme Armut, die mich umtreibt, da möchte ich mich einsetzen. Mein Herz und meine Erfahrung als Unternehmerin sagen mir, was zu tun ist.

Wieso soll ich für SANNI Foundation spenden und nicht für Terre des Hommes oder Save the Children?

Wir sind eine Gruppe von sehr engagierten Gleichgesinnten und bringen selber unsere ganze Energie und unser eigenes Geld in diese Stiftung ein. Nicht nur unser Stiftungsrat setzt sich enorm ein, wir haben auch viele Botschafterinnen und Botschafter, die sich engagieren. Wir arbeiten mit vertrauenswürdigen Personen vor Ort, die genau wissen, was sie tun. Wir helfen da, wo es am nötigsten ist und die Spenden kommen eins zu eins direkt an, da alle Administrationskosten von mir getragen werden. Natürlich prüfen wir auch genaustens, was mit dem Geld geschieht.

Welches Zielpublikum möchte Ihre Stiftung ansprechen?

Wir arbeiten zum grössten Teil mit anderen Stiftungen zusammen. In Myanmar, wo seit dem erneuten Militärputsch die Not noch grösser ist, haben sich die meisten Institutionen zurückgezogen, weil sie die Sicherheit ihrer Mitarbeitenden nicht gewährleisten können. So fliesst das Geld von Stiftungen, die sich

SANNI Foundation setzt sich für die Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen, die Bekämpfung extremer Armut, die Gesundheitsförderung sowie die Bestärkung von Frauen ein. Hauptsächlich arbeitet die gemeinnützige Stiftung mit langfristigen Projekten in Südindien und Myanmar. Dort unterstützt sie Kinder über einen längeren Zeitraum, um ihnen ein besseres Leben und eine Zukunftsperspektive zu ermöglichen. Die Kinder bleiben in ihren Ursprungsfamilien, werden aber von der SANNI Foundation betreut. Im Zentrum stehen dabei ergänzende Nahrungsabgabe, medizinische Betreuung, Abgabe von Kleider- und Hygienepaketen, Finanzierung von Schule und Ausbildung.



«Mein Herz und meine Erfahrung als Unternehmerin sagen mir, was zu tun ist.»

dort engagieren wollen, vermehrt in unsere Projekte. 85 bis 90 Prozent unserer Spenden betragen zwischen 10 000 Franken und 150 000 Franken. Der Rest setzt sich aus kleineren Spenden und Patenschaften für Kinder in Indien und Myanmar zusammen. In Myanmar setzen wir derzeit das meiste Geld ein; dort wird es am dringendsten gebraucht und wir können am meisten damit bewirken.

Wie war es für sie als Kind in einer wohlhabenden Familie aufzuwachsen?

Als Kind möchte man sein wie alle anderen. Wir waren die «Unternehmerfamilie» im Dorf, was alle wussten. Mir war das immer eher unangenehm. Ich wollte sehr früh mein eigenes Geld verdienen und habe in den Ferien in der Firma meiner Eltern ausgeholfen und unter anderem Kataloge eingepackt. Arbeiten hat mir immer Spass gemacht – für mich ist es selbstverständlich und wichtig, etwas zu leisten. Darum liegt ein Fokus von SANNI Foundation darauf, Menschen zu befähigen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Dass die Mädchen, bevor sie verheiratet werden, etwas lernen, dass sie Fähigkeiten entwickeln, mit denen sie ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten können. Das stärkt auch das Selbstbewusstsein und den gesellschaftlichen Stellenwert dieser Mädchen und Frauen.

Sie haben selbst keine Kinder, keine natürliche Nachfolge. Was geschieht mit den Stiftungen, wenn es Sie einmal nicht mehr gibt?

Sowohl SANNI Foundation als auch unsere Familienstiftungen sind sehr gut aufgestellt. Ich habe Neffen und Nichten, die sich sehr einsetzen. Einer meiner Neffen lebt auch in Zürich und sitzt hier im Stiftungsrat. Er ist 29, der andere ist 27 und Anwalt in Deutschland. Dort ist er sowohl Stiftungsrat von SANNI Foundation Deutschland als auch Stiftungsrat der Schroff Stiftung für wissenschaftliche Zwecke, die mein Vater vor 40 Jahren gegründet hat. Beide sind sehr engagiert, da mache ich mir keine Sorgen.

Worauf legen Sie besonderen Wert im Leben?

Authentizität ist mir wichtig. Dass man so ist, wie man ist und nichts vortäuscht. Am allerwichtigsten: Freude bei allem haben, was man tut – nur dann kann man meiner Meinung nach Erfolg haben. Wichtig finde ich auch, nicht alles so verbissen zu sehen. Also die Sachen zu ändern, die ich ändern kann. Wie heisst es doch: «Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.» Das trifft es ganz gut, finde ich. —

RUTH HAFEN ist Spracharbeiterin: Sie schreibt, übersetzt, redigiert und korrigiert. Schreibt sie, tut sie das am liebsten über Musik, Fauna, Flora und Umweltthemen. Daneben ist sie auch als Ghostwriter in der Finanzindustrie tätig und lässt dabei andere glänzen. Sie spricht sieben Sprachen.

Foto: Tom König © SANNI Foundation